

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 34 (1982)
Heft: 7

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachrichten vom Werktag

Fernsehdokumentation «Ich ha nie ufgä», TV DRS, 21. April, 20.00 Uhr. Die 88jährige Anny Klawa-Morf erzählt vom Alltag der Arbeiterinnen zu Beginn unseres Jahrhunderts. Buch und Realisation: Annette Frei und Ellen Steiner; Kamera: Reinhard Schatzmann; Ton: Robert Furrer; Redaktion: Erwin Koller. ENG-Produktion 1982.

Im Rahmen der «Mittwoch-Dokumentationen» bringt das Ressort «Gesellschaft und Religion» (innerhalb der Abteilung «Kultur und Gesellschaft») am 21. April einen Dokumentarfilm, auf den hinzuweisen sich lohnt. Nach Meinung der Autorinnen, Ellen Steiner und Annette Frei, sollten vor allem Frauen und Arbeiter die Sendung nicht verpassen; denn für sie im besonderen kann diese Fernsehproduktion ein Lehrstück sein. Doch jedermann, der ein Stück der Geschichte unseres Landes anders, authentischer, unmittelbarer erfahren möchte, als sie in den Geschichtsbüchern steht, wird dem Film mit Spannung und Nachdenklichkeit folgen.

I.
Die 88jährige Anny Klawa-Morf, die heute noch aktiv und interessiert am politischen Geschehen teilnimmt, erzählt aus ihrem Leben, von ihrer Jugend und vor allem von ihrem Kampf für die Gleichberechtigung der Frau zu Beginn dieses Jahrhunderts. Ihre Frische und Spontaneität, ihre Wachheit und geistige Beweglichkeit, die Offenheit auch für neuere, für aktuelle politische Entwicklungen, für heutige Forderungen (die doch zum Teil die alten sind) nehmen den Zuschauer gefangen. Das sind nicht Memoiren, da herrscht nicht die Atmosphäre von «Es war einmal»; das sind Einblicke in das Bewusstsein eines lebenslangen Kampfes. Da wird keine Vergangenheit vergoldet; da wird ge-

sagt: Das und das haben wir schon vor dem Ersten Weltkrieg gefordert – und gefragt: Was ist davon nun eigentlich verwirklicht?

«Ich hatte noch nie so den Plausch bei Aufnahmen für einen Dokumentarfilm», sagt Ellen Steiner; denn das sei schon unwahrscheinlich, wie sensibel, wie genau Anny Klawa-Morf gespürt habe, was aus einer Erfahrung, die von weiter kommt, erzählenswert sei, was gesagt werden müsse, einem heutigen Publikum – und besonders den Frauen von heute: zur Ermunterung, zur Überwindung von Gefühlen der Resignation und Lähmung.

Ursprünglich wurde erwogen, die Themen, die im Gespräch angeschnitten werden, durch Ton- und Filmdokumente vom Anfang unseres Jahrhunderts zu verdeutlichen. Doch das wäre leicht auf Kosten der unmittelbaren Erzählung gegangen. So werden jetzt lediglich Fotos der Zeit betrachtet und kommentiert, Fotos, die das Leben und die politische Arbeit zu Beginn des Jahrhunderts illustrieren. Durch das Porträt der Frau wird Sozial- und Zeitgeschichte lebendig. Aber nie wird das Porträt der Frau zur blossen Illustration von sozial- und zeitgeschichtlichen Thesen eingesetzt. Daraus spricht eine Achtung vor der Person, die in den Medien nicht selbstverständlich ist.

II.

Anny Morf war das Kind eines Hilfsarbeiters, der oft arbeitslos war; häufig musste die Mutter die Familie mühsam mit Heimarbeit durchbringen. In früher Jugend wurde das Mädchen Fabrikarbeiterin. Ein Schicksal, das Tausende von Frauen so erlebt haben. Aber eben auch: die Geschichte einer mehrfachen, einer kumulierten Deklassierung. Die *Deklassierung der Arbeiter*: Sie wurde dann am raschesten gemildert, indem zwei Forderungen des Generalstreiks von 1918 verwirklicht wurden: die Neuwahl des Nationalrates auf der

Grundlage des Proporz und die Einführung der 48-Stunden-Woche. (Allerdings waren früher Vorstösse in diesen Punkten, die es schon im 19. Jahrhundert gegeben hatte, mehrfach abgelehnt worden.)

Die *Diskriminierung der Frauen*: Sie blieb auch nach 1918 bestehen. Die entsprechenden Generalstreik-Forderungen (Frauenstimmrecht, AHV, Sicherung der Lebensmittelversorgung) fanden erst nach Jahrzehnten öffentliche Zustimmung. Aber mehr noch: Auch in der Arbeiterbewegung herrschten die alten, vom Bürgertum übernommenen patriarchalischen und autoritären Strukturen. (In Klammern: Sie herrschten auch noch in der 1968er Bewegung; die Mädchen waren zum Kaffeekochen und Flugblätter-Verteilen da. Erst danach begann man sich dieses Defizits bewusst zu werden.)

Kam dazu, dass die Fabrikarbeiterin Anny Morf unter den Aktivistinnen der sozialistischen Frauenbewegung neben

sich Frauen hatte wie Rosa Bloch, die Inhaberin eines Bijouteriegeschäfts war, oder Paulette Brupbacher, die gleich zwei Dokortitel vorweisen konnte. Kam dazu, dass in jener Zeit zu Beginn des Jahrhunderts die theoretischen Positionskämpfe (vor allem in der Suche nach einem eigenen Standpunkt gegenüber der Russischen Revolution) innerhalb der schweizerischen Arbeiterbewegung breiten Raum einnahmen.

Davon kann man vieles vergessen, wenn Anny Klawa-Morf von den Mühen des Alltags erzählt: Haushalt neben der Arbeit, Wohnung, Schwangerschaft und Mutterschaft. Und während des Krieges hatten die Frauen nicht nur einen erheblichen Teil der Arbeitsplätze der Männer einzunehmen (eine Erwerbsausfallentschädigung funktionierte noch nicht), sondern sich auch um die zuweilen abenteuerliche Lebensmittelversorgung zu kümmern, sich mit den Folgen der Teuerung herumzuschlagen. Doppelbelastung ist da ein ungenügendes Wort.

Wohl wissend um die Leistungen der Frauen, hat das Oltener Aktionskomitee den Aufruf zum Generalstreik 1918 mit

Anny Klawa-Morf im Gespräch mit Ellen Steiner.



der Anrede begonnen: «An das arbeitende Volk der Schweiz!» Das war indessen bald vergessen. Statt «Arbeiterinnen und Arbeiter» hiess es bald wieder nur «Arbeiter, Genossen». Für Frauen wie Anny Klawa-Morf, die gegen die Diskriminierung der Frauen kämpften, bedeutete das nun wieder: unermüdliche Kleinarbeit. Zu sehen, zu hören, mitzuerleben, mit wie viel Engagement, Wärme, Wachheit, Menschlichkeit dieser stille Kampf fortgeführt wurde, wie viel inneres Feuer geblieben ist, gehört zu den überwältigenden Eindrücken dieses Dokumentarfilms.

III.

«Ich ha nie ufgä» ist ein ruhiger Film, ein Film, der atmet – wohl nicht zuletzt darum, weil die Autorinnen darauf verzichtet haben, ihn durch Schnipsel zeitgenössischer Film- und Tondokumente «aufzulockern». Und so ist ja wohl die «vergessene» Geschichte, die «Geschichte von unten»: eben keine Geschichte meteorischer Heldenrituale, auch keine hochgemute Ideengeschichte. (Welche Untersuchung zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Schweiz man auch immer aufschlägt, es fällt einem auf, wie viel da von der Entwicklung der Ideen und wie wenig vom Alltag die Rede ist.)

Die Autorinnen verstehen ihren Film mit Recht als Frauenfilm – und das heisst: als Ermutigung an jene, die sich heute noch (oder wieder) für die erst auf dem Papier verwirklichte Gleichberechtigung der Frau einsetzen und sich dabei mit tief eingestanzten Rollenbildern herumschlagen.

Unter den Fernsehzuschauern werden sich vielleicht ein paar vage an die «Mutter der Soldatenstuben», Else Züblin-Spiller, erinnern. Vor allem aber: Gegenwärtig ist auf dem Bildschirm als Erinnerung an die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg noch immer (und immer wieder) die heile «Heidi»-Welt. Das müsste vielleicht im Hinterkopf präsent sein, wenn man Anny Klawa-Morf erzählen hört vom Alltag der Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen in jener Zeit.

Hans Rudolf Hilty

Hörerfragen und Expertenantworten in kunterbunter Folge

*Zum «Hörertelefon» im
Morgen-Begleitprogramm von Radio
DRS I*

Seit Ende Juni 1981 nimmt Radio DRS Hörermeinungen und Hörerfragen über eine spezielle Leitung entgegen, um sie in Auswahl und beantwortet, aber genau so kunterbunt wie sie eingegangen sind, im Morgenprogramm auszustrahlen. «Hörertelefon» nennt sich die daraus resultierende, rund zehnminütige, von Montag bis Freitag, 8.15 Uhr auf DRS I angesiedelte Rubrik. Die Hörerschaft, so scheint es, schätzt die Einrichtung – die offene Leitung wird jedenfalls regelmässig und rege benutzt. Was bringt sie programmlich und wie ist sie vom modernen Ruf her nach mehr Hörer- (und weniger Macher-)Radio, nach mehr Zweiweg- (und weniger Einweg-)Kommunikation zu werten?

Die Umgestaltung der morgendlichen Begleitprogramme auf DRS I Ende Juni 1981 war zuvorderst eine Sparmassnahme des in böser Finanzklemme stekenden Radios gewesen. Fallengelassen wurde im besonderen ein ganzes Sendegefäss – das in der ersten Vormittagshälfte (8–10 Uhr) angesiedelte «Notabene». Nicht dass das gleichzeitig neu eingeführte «Hörertelefon» nun das verschwundene «Notabene» ersetzen sollte. Wünschenswert war aber, die mit «Notabene» weggefallenen Wortbeiträge im musikalisch gestreckten DRS I-Morgen zu ersetzen, und zwar in Form eines neuen Wortschwerpunktes, der freilich möglichst nichts kosten sollte. Und mit wenig Aufwand zu realisieren war dann das «Hörertelefon».

Nach Walter Kälin vom Ressort Unterhaltung im Studio Zürich, früher mitverantwortlich für «Notabene», steht hinter dem «Hörertelefon» die Idee, den Hörern ein Gefäss offen zu halten, das sie ganz und gar selber füllen können – eine Art «Radio-Hyde Park Corner». Im besonderen habe man sich auch vorgestellt, dass daraus mit der Zeit ein offe-

nes Diskussionsforum würde, in dem Themen, allenfalls im Anschluss an Sendungen, von den Hörern aufgegriffen und weitergezogen würden.

Bis jetzt haben sich diese Hoffnungen nicht erfüllt. Zwar wird die offene Leitung täglich von durchschnittlich zehn Anruferinnen (zur grossen Mehrzahl sind es Frauen) und Anrufern benützt. Dazu gesellt sich die Zahl derer, die gar nicht durchkommen und sich dann etwa schriftlich an die «Hörertelefon»-Redaktion wenden. Bündelt man die Anrufe indes inhaltlich, so zeigt sich, dass sie nur selten ineinander kommunizieren. Benutzt wird das «Hörertelefon» in erster Linie zum Fragen. Und gewünscht wird dann eine Antwort. Alles in allem also «Briefkasten» nach alter Manier. Neu ist lediglich das Kleid, in dem sich dieser Briefkasten am Radio präsentiert: Statt dass, wie früher, die eingegangene Frage vorgelesen wird, wird sie im Anruf-O-Ton eingespielt, und statt dass ein Briefkastenonkel aus allwissender Warte eine Antwort verliest, spielt ein Moderator, die gleichfalls per Telefon eingeholte Experten-Antwort dazu. Im übrigen: kein Kommentar, kein Nachfragen, kein Ausdiskutieren von Frage und Antwort. Pro «Hörertelefon»-Sendung kommen drei bis vier Hörer/innen zum Zug mit je andern Fragen, je andern Problemen und Problemchen in kunterbunter Abfolge. Am 25. Februar hörte sich das zum Beispiel so an:

1. Eine Frau möchte wissen, warum im «Wort zum Sonntag» am Fernsehen DRS immer die «Christen» angesprochen würden – nicht alle Fernsehzuschauer seien schliesslich Christen. Die Frage wird vom zuständigen Fernsehredaktor recht ausführlich beantwortet.

2. Eine Frau bezieht sich auf die zur Zeit zahlreichen Lawinnenniedergänge und schlägt vor, Dienstverweigerer für die Erstellung von Lawinnenverbauungen einzusetzen. Der Vorschlag wird kommentarlos eingespielt, niemand nimmt dazu Stellung.

3. Eine Frau schlägt vor, den Polizeinotruf auf die Nummer 111 zu verlegen. Es folgt eine ausführliche (ablehnende) Stellungnahme der PTT.

4. Ein Mann erkundigt sich, was zu tun

sei bei extrem hohen Telefonrechnungen (diese Frage wird nicht eingespielt sondern vom Moderator berichtet). Auch darauf wird seitens der PTT geantwortet.

5. Eine Frau bedankt sich für die gute Postbedienung während des Winters.

Die Mischung eines beliebig anderen Tages: Lob für eine Fernseh-Kindersendung, wann und unter welchen Bedingungen soll am Radio geduzt werden, mit Bezug auf ein Radio-Interview mit Peter Müller (im Gefäss «Clinch») Kritik an dort gemachten Äusserungen Müllers und eine Stellungnahme des Angegriffenen dazu. Oder: Missfallen am neuen Tagesschau-Signet des Fernsehens DRS, Frage, warum keine ganzjährigen Pendlerabonnements bei der PTT-Reisepost ausgestellt werden, Fragen zur (nicht vorhandenen) Schulkoordination in der Schweiz.

Weiterführende Reaktionen aus der Hörschaft auf die Hörerfragen sind offensichtlich selten. Es lässt sich aufgrund der Anrufprotokolle einzig feststellen, dass Rechts- und Konsumentenfragen, Fragen an die öffentlichen Dienste (im besonderen an die PTT, seltener an die SBB), Strassenprobleme und Fragen hinsichtlich Fernseh- und Radiosendungen (allen voran: die Sportsendungen) sich besonders häufen.

Mitunter verzichtet die Redaktion des «Hörertelefons» (Margrit Staub, Ruedi Christen, Walter Kälin und bis vor kurzem Jürg Meier) auf das starre Muster von Hörerfrage und Expertenantwort und schaltet Anrufer und Beantworter in der Sendung selber direkt zusammen. Am 17. Februar unterhielten sich beispielsweise in zwei getrennten Telefonaten zwei Rekrutenmütter mit einem EMD-Verantwortlichen über RS-Unfälle. Und ein paar Tage später hatte eine autogeplagte Basler Quartierstrassenanwohnerin die Möglichkeit, ihre Sorgen direkt beim Chef der baselstädtischen Verkehrsabteilung loszuwerden. Solche direkten Aussprachen sind freilich die Ausnahme. Wohl mit Grund: Wie gerade diese beiden Fälle nämlich zeigten, bringen sie praktisch auch kaum mehr als die blossen Gegenüber-

stellung von Frage und Expertise. Wer würde es schon wagen, am Telefon und erst noch auf Sendung eine höflich-verständnisvolle Expertenantwort anzuzweifeln!?

In der Anfang März von Radio DRS durchgeführten rätoromanischen Begegnungswoche stand auch das Hörer-telefon ganz im Zeichen dieser Woche und ihres Themas. Fragen, die nichts mit der «Scuntrada rumantscha» zu tun hatten, waren ausdrücklich nicht erwünscht. Die Konzentration auf ein einziges Thema bekam der Sendung durchaus wohl. Für ein paar Tage war sie tatsächlich ein zusätzliches Hörer-Diskussionsforum. Es wurden Adressen zum Besuch von Rätoromanisch-Kursen ausgetauscht, und die in den übrigen DRS-Sendungen angeschnittenen Themen (beispielsweise das Problem des Rätoromanischen als Schulfach) wurden diskutiert. Nun war das Thema dieser Woche allerdings vom Radio diktiert – die Freiheit der Hörer bestand lediglich darin, es aufzugreifen und zu gestalten. Das Abkommen vom ursprünglichen Konzept des völlig offenen Radiogefässes hatte allerdings unüberhörbar Vorteile: Die Sendung bekam in der

sehr starken Verankerung im übrigen Programm einen besonderen Stellenwert. Sie war insofern echt kommunikativ, als es gelang, über sie ein – zwar ursprünglich vom Radio ausgegebenes – Thema kontinuierlich zurückzuholen und neu auszugeben. Formal wich die Sendung dabei überhaupt nicht vom Muster Hörerfrage-Expertenantwort ab. Die teilnehmenden Hörer/innen kommunizierten also auch in dieser Sonderwoche nicht direkt miteinander. Dennoch dürfte allein schon mit dem Scharen um ein gemeinsames Problem auch unter den Empfängern Bindung entstanden sein.

Zu hoffen ist, dass die Erfahrungen mit dem «Hörertelefon» der «Scuntrada rumantscha» ausgewertet und genutzt werden. Dem reinen Zufall überlassen, läuft das «Hörertelefon» eben leider doch Gefahr, ein Gefäss der Nichtigkeiten, mehr oder weniger belangreicher Ratlosigkeit und alltäglicher Langeweile zu werden. Zumal es – so Walter Kälin – jedenfalls ausserhalb der Möglichkeiten und Absichten der Redaktion liegt, einen eigentlichen Beratungsdienst mit vorab auch rechtskundigen Leuten aufzuziehen. Ursula Kägi

Der Ruf des besseren Lebens

Anmerkungen zu den Tarzan-Filmen mit Johnny Weissmuller im ZDF

1

Als die Welt noch ein wenig jünger war, schien die Faszination, die der Urwald ausstrahlte, unermesslich. Natürlich versprach auch diese ideale Landschaft vor allem Abenteuer, Bewährung, Heldentum, Un-Alltäglichkeit. Aber es war noch etwas anderes, etwas durch und durch geheimnisvolles darinnen verborgen, eine seltsame Sehnsucht danach, wie Mowgli aus Kiplings «Dschungelbuch» unter den Tieren aufgewachsen zu sein, ein ganz anderes, ein besseres Leben zu führen, nur mit einem unverzichtbaren Rest von Zivilisiertheit in und mit der Natur, sich ganz ihren Gesetzen zu beugen, die eigentlich keine sind, höchstens solche der Stärke und – gar

nicht paradox – solche der Liebe. Eine grosse erotische Sehnsucht erfüllte den Wildwuchs des Dschungels und alles, was darin lief, schlich, kletterte, schwamm und flog. Wir wussten, dass unsere Sinne zu viel grösserem, ergreifenderem geschaffen waren, als man uns erzählte, und nicht es zu lösen, sondern es auszukosten machten wir uns auf die Suche nach dem Geheimnis des Urwalds, im Kino, in den Comics, in den Büchern. Diese Pflanzen strömten einen betörenden Duft aus, diese Priesterinnen und ihre bemalten Helfer beschworen die dunkelsten Mächte, diese Kreaturen waren bestimmt von der tiefsten mystischen Einheit; alles war Geheim-

nis, Gold und Liebe. Und so sehr waren unsere Gefühle verwirrt, dass es nur einen gab, der in unseren Herzen und unseren Sinnen wieder Ordnung schaffen konnte: Tarzan.

Tarzan war Teil dieser dunklen Versuchung, und zugleich war er doch ihr Beherrscher. Er war der Bezwingler des Bösen und aller ungeordneten Gedanken. Er war, nun ja, Zivilisationsflüchtling, aber zugleich auch Repräsentant, Pionier der Zivilisation in einer herrschaftslosen, fließenden Welt. Tarzan durchstreifte den Urwald, fand vergessene Kulturen, allerlei magische Kulte, Vergangenes, Zukünftiges, Ewiges, Aktuelles, Kleines, Grosses, er renkte hier und dort ein paar Schicksale ein, hielt Eindringlinge fern, bestrafte Bösewichte, nicht wie ein Richter, sondern so, wie die Natur wahrscheinlich jeden Frevel einmal bestraft, oder nicht? Nur ihm war es möglich, immer weiter vorzudringen, alle Grenzen zu überschreiten, sich in jedem Zustand von Zivilisation oder Chaos zu bewegen, jedes noch so verbotene Territorium zu betreten; alles und jeder im Dschungel hatte seinen Platz, nur Tarzan war überall.

Er war nicht zu berühren, weder von den Verlockungen der Macht, die allenthalben lauerten aus dem Gestern und aus dem Heute im Urwald, dem belagerten Paradies, noch von den Versuchungen des Bösen. Popeye, der Matrose, ein «Ankömmling» auch er und eine nicht minder philosophische Gestalt, hatte als Lebensweisheit zusammengefasst, was Tarzan ganz selbstverständlich und herrlich sprachlos lebte: «I yam what I yam an' that's all I yam». Tarzan war und blieb unerschütterlich er selbst, inmitten aller Fieberphantasien, aller Gefahren, und deswegen konnten wir mit ihm durch den Dschungel streifen, ohne uns je wirklich darin zu verlieren.

2

Was an Aus- und Aufbruchsphantasien die populäre Mythologie hervorgebracht hat, war bis zu einem gewissen Grad in dieser Figur aufgehoben, deren Schöpfer Edgar Rice Burroughs sie 1912 in seinen eigenen, von beruflichen und

menschlichen Misserfolgen geprägten Träumen entdeckt hatte: Wildtöter, Robinson Crusoe, der Pionier, der edle Wilde; die geniale Verbindung der Helden aus Western, Märchen und Science Fiction. Tarzan, der sich besser als fast jede andere Gestalt zur «Multiplikation» in den Medien eignete (er steht von Anfang an als Bild vor uns), war zunächst nur ein Entwurf, Umdeutungen und Neuinterpretationen so offen wie der Verbindung mit gerade aktuellen Geschehnissen (immerhin hat sich Tarzan ja einmal sogar mit den Nazis auseinandergesetzt, die nicht einmal seinen Urwald in Ruhe lassen konnten). Jede Zeit schafft sich ihren eigenen Tarzan, und jedes Medium hat den seinen. Mal ist er wild und lässt auch in erotischer Hinsicht keinen Zweifel an seiner Vitalität, mal ist er ganz und gar zivilisiert, ein Boy Scout, ein «Entwicklungshelfer», der sich im Dschungel der überflüssigen Kleidung entledigt hat, mal ist er tatsächlich ein halbes Tier, ein erotischer Kaspar Hauser, mal nichts als ein freundlicher Kolonialist, der seine tierischen und menschlichen Schützlinge vor der Aussenwelt in Schutz nimmt. Es ist in dieser Figur der Widerspruch zwischen Natur und Zivilisation ausgedrückt und in einer Weise gelöst, die vieles freundlich im Dunkel lässt (wann hätten wir hier auch Zeit, entscheidende Fragen zu stellen?).

Wie sich gerade diese Figur verändert, wie viel Wildheit, wie viel Zivilisation, wie viel Unschuld wir ihr abverlangen (wenn wir sie überhaupt zur Kenntnis nehmen, denn Tarzan macht, wie andere Helden unserer Trivialepen gelegentlich Pause, zieht sich in die billigsten und kindertümlichsten Medien zurück), das wird etwas zu sagen haben. Wahrscheinlich wünschen wir uns einen unschuldigen, wilden Tarzan zu Zeiten, da an der Notwendigkeit und der Wünschbarkeit des technologischen oder sozial-organisatorischen Fortschritts gezweifelt werden kann, und wir wünschen uns einen tüchtigen, zivilisatorischen Tarzan, wenn wir glauben (sollen), die Probleme seien bestens im Griff, das Gebot der Stunde Ordnung, Disziplin und, Gott ja, ein bisschen Hint-



Johnny Weissmuller als Tarzan.

anstellung des individuellen Verlangens nach Glück.

Zwar ist immer wieder und nicht unerheblich davon abgewichen worden, doch lässt sich die Figur des Tarzan nicht ganz verstehen, ohne die Geschichte, die ursprünglich Burroughs in seinen Romanen und Erzählungen konstruiert hat: Der englische Lord Greystoke und seine Frau werden nach einer Meuterei auf ihrem Schiff von den Matrosen an der Küste Westafrikas ausgesetzt, wo sie lernen, in der Wildnis zu überleben. Lady Greystoke schenkt hier einem Knaben das Leben. Die Mutter stirbt ein Jahr nach seiner Geburt, und auch der Vater kommt nicht viel später ums Leben, als er sich einer wilden Affenhorde stellt. Das Affenweibchen Kala, dessen Junges gerade gestorben ist, nimmt das Menschenkind an und

zieht es auf. Es erhält den Namen Tarzan, was in der «Sprache» der grossen Affen soviel wie «Weisshaut» bedeutet. Tarzan eignet sich alle Fähigkeiten an, die ein Affe zum Überleben im Urwald braucht. Darüber hinaus findet er geraume Zeit später seine eigene, die menschliche Kultur wieder. Er hat die Hütte seiner Eltern entdeckt, im Spiegel sieht er sich selbst, und es wird ihm schmerzlich bewusst, dass er anders ist als seine Gefährten. Tarzan lernt den Gebrauch zweier offensichtlich unverzichtbarer Elemente der Menschenkultur: der Waffe (er findet ein Messer) und der Sprache (er bringt sich anhand einer Bilderfibel selbst das Lesen bei). Tarzan trifft auf die Safari eines amerikanischen Professors und verliebt sich in dessen Tochter Jane. Aber um ihre Zuneigung zu erringen, muss er ihr zunächst in die Zivilisation folgen und Jane dort aus den Händen von Gangstern befreien. Seine Identität wird nun zweifelsfrei festgestellt, und er hätte ein Leben als geachteter Mann führen können, doch Lord Greystoke-Tarzan, zieht es zurück in den Dschungel, in den zu folgen zunächst Jane noch nicht in der Lage ist. Tarzan und Jane als – im wahrsten Sinne – «Traumpaar», als Wiedergeburt von Adam und Eva durch eigene Tatkraft und durch Unschuld, das war dann eigentlich schon mehr eine Sache des Films.

3

Sicher: Es gab Tarzan-Darsteller im Film vorher (der erste, Elmo Lincoln, trat 1918 in Erscheinung, und was er anstellte, war keine kleine Sensation) und nachher (der vorläufig letzte, Miles O'Keefe, durfte auch nicht sprechen, was eigentlich sehr schön ist, und kriegte Bo Derek als Jane verpasst, die offensichtlich gar nichts anderes im Kopf hat, ausser Baden). Aber Johnny Weissmuller *war* Tarzan in einem schier unglaublichen Masse, und diese Identität führte schliesslich nicht nur zu ein paar tragikomischen Aspekten in der Biografie von Weissmuller, sondern auch dazu, dass die Weissmuller/Tarzan-Filme in der langen Serie der Tarzan-Verfilmungen einen ganz eigenen

Stellenwert einnehmen. Sie haben in mehr als einer Hinsicht ihre eigene Geschichte.

Johnny Weissmuller war ein Sport-Idol in Amerika, bevor er die Tarzan-Rolle übernommen hatte, und im Gegensatz zu vielen anderen Sport-Helden, die sich später im Showbusiness zu etablieren trachteten, überdauerte dieser Ruhm. Noch jetzt, nach seinem Tod, ist er nicht nur als Filmdarsteller sondern auch als Sportler geehrt. Das liegt gewiss nicht nur an seinen Leistungen, seinen Olympiamedaillen, den Weltrekorden, die er als Schwimmer aufstellte, vermutlich nicht einmal allein an seinem gewinnenden Stil der Selbstdarstellung. Wirkliche Idole des Sports, wie meinethalben Max Schmeling, Fritz Walter, Joe Louis haben über ihre Leistung und über das Siegerlächeln hinaus noch etwas anderes zu sagen. Ich nehme an, es ist eine tiefe, ehrliche Verbundenheit mit den sozialen Wurzeln, es ist die Frage, ob ein Sportler den Respekt, den das Publikum ihm zollt, auch zurückzugeben imstande ist. Wir, die Zuschauer, die von der Aura des Siegers ergriffenen, spüren sehr schnell, ob einer für uns siegt, oder ob er sich mit seinen Siegen von uns distanzieren will, ob einer für uns oder gegen uns

sich abschuftet. Und Johnny Weissmuller hat natürlich immer für uns gesiegt. Das soll nun nicht heissen, Weissmuller hätte weniger Geschäftssinn an den Tag gelegt, hätte sich vor Geschmacklosigkeiten gehütet, wäre weniger hart auf dem Hintern gelandet als andere, hätte irgendetwas von dem verstanden, was um ihn und mit ihm geschah. Es war nur in allem – in seinem Grössenwahn, in seinen krausen Liebesaffären (Hat er wirklich etwas mit der Garbo gehabt? Tarzan? Wahrscheinlich nicht, aber irgendwie toll wäre es schon gewesen), in dem Kitsch, den er produzierte und dessen Objekt er war, sogar in seinem langsamen Niedergang, der eigentlich keiner war, sondern nur der übliche Prozess des Alterns, der eben bei Tarzan besonders berührt – es war in allem, was er tat, ein Grad von Wahrhaftigkeit. Den synthetischen Affenschrei aus den ersten seiner Tarzan-Filme hat er später selber so perfekt beherrscht (er hat ihn übrigens unter anderem dem TV-Tarzan Ron Ely «geliehen»), dass es sein eigener war, der Schrei seines Lebens, der eben nie so etwas werden konnte wie der Hahnenschrei des Professors in Sternbergs Film «Der blaue Engel». Denn Johnny Weissmuller spielte ja nicht, er war.

Wieviele Medien braucht der Mensch?

Im. Der Arbeitnehmer-Radio-und-Fernsehbund der Schweiz (Arbus) führt am 8. Mai in Zürich (Restaurant Kaufleuten, 10.00 Uhr) einen öffentlichen Informationstag zum Stichwort «Medienökologie» durch. Referenten wie Podiumsteilnehmer sind Vertreter einer wertkonservativen bis linken Medienpolitik. Die Tagung beschäftigt sich mit der gesellschaftlichen Wünschbarkeit des technisch Machbaren, mit den Bedürfnissen der Konsumenten und mit den absehbaren Folgen eines vervielfachten Medienangebotes. Das ausführliche Programm ist zu beziehen bei: Arbus, Isenbergstr. 9, 8910 Zwillikon, Tel. 01/7600673.

4

Zu Anfang der 30er Jahre hatte man bei MGM beschlossen, einen neuen Beginn im Genre der Tarzan-Filme zu wagen, *big scale*, versteht sich, und als idealen Darsteller fand man Weissmuller, der schon in den Medien präsent war (man musste ihn zunächst aus einem Werbevertrag mit einer Badehosenfirma freikaufen), und auf dem wohlgefällig die Augen der Nation ruhten. Man erarbeitete eine ziemlich sensationelle neue Konzeption für diese Filme. Der technische und finanzielle Aufwand war ungewöhnlich, schliesslich sollte dieser Tarzan nicht nur die Jugendlichen, sondern auch ein erwachsenes Publikum ansprechen, was sich nicht zuletzt darin ausdrückte, dass – sehr zum Leidwesen von Edgar Rice Burroughs – die Tarzan-Geschichte nun vor allem eine Liebesgeschichte war. Und es war eine sehr pa-

radiesische und darum sehr erotische Liebesgeschichte zwischen dem Herrn des Dschungels und seiner Jane, deren Entscheidung für den Dschungel auch eine für die Selbstbestimmung war. Maureen O'Sullivan war beinahe so sehr Jane wie Johnny Weissmuller Tarzan war, und die Filme stimmten nicht mehr, als sie das Team verlassen hatte. In der so wortarmen wie zärtlichen Beziehung der beiden steckte eine tolle Utopie: Könnte das wahr sein! Sex ist die natürlichste Sache der Welt.

Johnny Weissmullers Tarzan war tatsächlich «animalischer» als die vorherigen und die seiner Nachfolger, und auch die Geschichte mit der adeligen Abstammung und dem Lesenlernen passte nicht in diese Konzeption; was Tarzan hier an Zivilisation annimmt (aber auch, was er fernhalten muss), das kommt von Jane, und das ist schon für sich eine grossartige Geschichte. Aber zumindest was das Sprechen angeht, scheint Jane nicht so viel aus-

gerichtet zu haben, jedenfalls beschränkte sich auch nach Jahren des Beisammenseins Tarzans Vokabular auf einige wenige Worte, und die schienen ihm noch Mühe genug zu bereiten. Erinnert sich Weissmuller: «Einmal sollte ich irgendwohin zeigen und dabei ‹You go› sagen. Ich muss einen gesprächigen Tag gehabt haben und machte daraus ‹You go quick!›. ‹Halt›, schrie der Regisseur, ‹was ist los, Johnny? Wir wollen diese Szene nicht unnötig mit Reden belasten. Sprich, was im Drehbuch steht›». Ein wenig besserte sich Tarzans Wortschatz, nachdem er auf abenteuerliche Weise zu einem Sohn (Johnny Sheffield) gekommen war.

Der erste der Johnny Weissmuller/Tarzan-Filme, «*Tarzan the Apeman*» (1932), der mit einem Millionen-Dollar-Budget produziert worden war, wurde zu einem sensationellen Erfolg, und den schrieb man Weissmuller mehr zu als der Vorlage. Er war eben sehr sexy, und das war auch Maureen O'Sullivan, und das gab Ärger. «*Tarzan and His Mate*» (1934) musste um ein paar Szenen geschnitten werden, weil Jane nicht genug auf ihren Badeanzug geachtet hatte, und – also, das ist jetzt schon fast ein Klischee: die Frauenverbände gingen auf die Barrikaden. Das war nicht nur ein bisschen Ärger mit dem Hays Office und die bekannte Verzopftheit der Frauenverbände: Eine bestimmte Art von Leuten spürte in diesen Tarzan-Filmen etwas, das ihnen zutiefst zuwider war. Tarzan bekam eine Welle neuen Puritanertums zu spüren, und so offen wie in den ersten beiden sollte Sex in den Tarzan-Filmen lange nicht mehr gezeigt werden. In den folgenden Filmen, von denen im ZDF zu sehen sind «*Tarzan Escapes*» (1936), «*Tarzan Finds a Son*» (1939), «*Tarzan's Secret Treasure*» (1941), «*Tarzan's New York Adventure*» (1942) und «*Tarzan and the Huntress*» (1947), zeigten sich Tarzan und Jane als zartfühlendes, rücksichtsvolles, ein bisschen biederes Ehepaar im Dschungel, zusammen mit Boy eine Familie Robinson, ja, vielleicht sogar eine «heilige Familie», wie das manchmal ausgedrückt wird. Diese Familie ist wahrscheinlich deswe-

ZYTGLOGGE

ZYTIG

Schweizer Monatszeitung
für und gegen Kultur.
Mit Spielplan Schweiz,
Galeriespiegel
und Kulturtäter-Service

Niederbipp und die Welt
Lokalradio, wo bist du?
Alemannisch im Dreyeckland
"Region"-Zeitungsmacher
Turnhallenkonzerte
Jura und Tessin im Schraubstock
Ganzheitliche Pädagogik
Bilder vom Sprayer
Emil Zbindens letzter Zug
Bruno Nick und die Spontis
Musiker organisieren sich
Die Zürcher Zofen
Welsche Zeitungslese

April
82

SPIELPLAN SCHWEIZ

Die Monatszeitung erscheint 10x im Jahr
und kostet 25.--. Sie ist zu bestellen
bei der Zytigs-Druckerei:

Willy Dürrenmatt AG, Pavillonweg 2,
3012 Bern

031-24 24 31

gen so glücklich und so richtig, weil alles verkehrt ist: Die geistige «Führung» obliegt der Frau, und das eigentliche Objekt der Erziehung ist nicht der Sohn, sondern der Mann. Für einmal liegt dagegen die Stärke von Instinkt und Gefühl auf der Seite des Mannes. Johnny Weissmuller macht deutlich, dass es dabei, entgegen patriarchalischen Ängsten, so wenig an Männlichkeit zu opfern gilt, wie die Frau maskuline Züge annehmen müsste. In dieser Familie führen Natur und Zivilisation einen kreativen Dialog. Weil jeder dem anderen etwas zu geben hat, so wie das Leben im Dschungel ein Geben und Nehmen ist, kein Aufsteigen und Fallen allein, gibt es hier keine Ausbeutung. Mal ganz abgesehen davon, dass es natürlich in der Welt von Tarzan, Jane und Boy kein Geld gibt. Als die Welt noch jünger war, lag darin eine Menge Hoffnung.

Georg Seesslen

Fussball-WM auf speziellem Fernseh-Kanal

srg. Die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) strahlt in der Zeit vom 13. Juni bis 11. Juli 1982 auf einer besonderen Sportkette für alle drei Sprachregionen sämtliche Fussball-Weltmeisterschaftsspiele aus Spanien direkt und zeitverschoben aus; und zwar für die Zuschauer der deutschen und der rätoromanischen Schweiz (DRS) auf dem Kanal der französischen Schweiz mit deutschem Kommentar, für die französischsprachige Region auf dem Kanal von DRS mit französischem Kommentar und für die Zuschauer der italienischsprachigen Schweiz auf dem Kanal der französischen Schweiz mit italienischem Kommentar. Um möglichst vielen Sportinteressierten die Möglichkeit zu bieten, die Sendungen am Bildschirm zu verfolgen, werden einige Spiele in Form einer Aufzeichnung ein zweites Mal ausgestrahlt.

Tarzan And his Mate (Tarzans Vergeltung), 1934. Regie: Cedric Gibbons; Buch: James Kevin McGuinness; Kamera: Charles G. Clarke, Clyde DeVinna; Darsteller: Johnny Weissmuller, Maureen O'Sullivan, Neil Hamilton, Paul Cavanagh, Forrester Harvey. – Wurde im Januar gezeigt.

Tarzan Escapes (Tarzans Rache), 1936. Regie: Richard Thorpe; Buch: Cyril Hume; Kamera: Leonard Smith; Darsteller: Johnny Weissmuller, Maureen O'Sullivan, John Buckler, Benita Hume, William Henry. – Folgt im März.

Tarzan Finds a Son (Tarzan und sein Sohn), 1939. Regie: Richard Thorpe; Buch: Cyril Hume; Kamera: Leonard Smith; Darsteller: Johnny Weissmuller, Maureen O'Sullivan, Johnny Sheffield, Ian Hunter, Henry Stephenson. – April.

Tarzan's Secret Treasure (Tarzans geheimer Schatz), 1941. Regie: Richard Thorpe; Buch: Myles Connolly, Paul Gangelin; Kamera: Clyde DeVinna; Darsteller: Johnny Weissmuller, Maureen O'Sullivan, Johnny Sheffield, Reginald Owen, Barry Fitzgerald, Tom Conway. – April.

Tarzan's New York Adventure (Tarzans Abenteuer in New York), 1942. Regie: Richard Thorpe; Buch: William R. Lipman, Myles Connolly; Kamera: Sydney Wagner; Darsteller: Johnny Weissmuller, Maureen O'Sullivan, Johnny Sheffield, Chill Wills, Paul Kelly, Charles Bickford. – Mai.

Tarzan and the Huntress (Tarzan wird gejagt), 1947. Regie: Kurt Neumann; Buch: Jerry Gruskin, Rowland Leigh; Kamera: Archie Stout; Darsteller: Johnny Weissmuller, Brenda Joyce, Johnny Sheffield, Patricia Morrison, Barton MacLane. – Juni.

AZ
3000 Bern 1

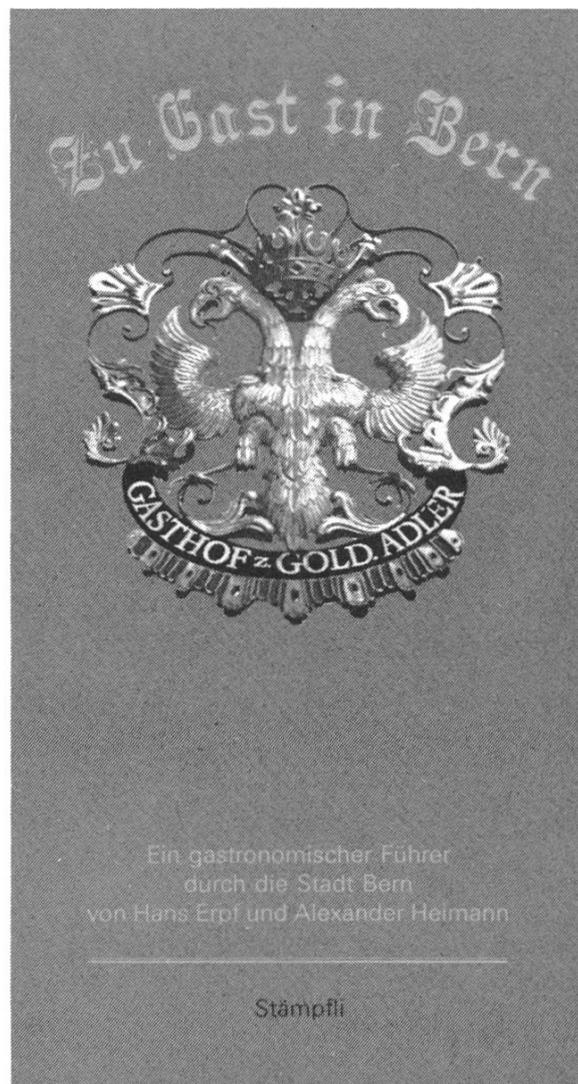
Die originelle Neuauflage:

**Hans Erpf/
Alexander Heimann**

Zu Gast in Bern

96 Seiten,
mit einem alphabetischen Register,
broschiert, Fr. 16.–

Dieser handliche Führer stellt Ihnen über 40 stadtbernische Gaststätten vor. Dem Leser und Benützer wird aufgezeigt, wo welche Spezialitäten aus Küche und Keller besonders zu empfehlen sind, und auch sonst werden Hunderte von Informationen zu bernischen Restaurants und «Beizen» geliefert.



Zu beziehen bei:

BUCHSTÄMPFLI

Postfach 263, 3000 Bern 9,
Telefon 031 2371 71
